

unrichtig, da durch die Aussprache schon alle Fragen mehr oder weniger behandelt oder wenigstens berührt wurden, so daß die Spannung für den Nachmittag bereits vorweggenommen war. Es dürfte sich deshalb wohl die Beibehaltung der Methode früherer Wochen empfehlen, die Vorträge vormittags und die Aussprachen nachmittags zu halten.

Im gesamten aber war die „4. Katholische Soziale Woche“ eine wohl gelungene Veranstaltung. Die Teilnehmer gingen befriedigt und bereichert nach Hause, wenn auch nicht alle Fragen einer restlosen Klärung zugeführt werden konnten. Freilich darf es dabei nicht sein Bewenden haben, wenn Tagungen nicht um ihrer selbst willen stattfinden sollen.

Was war also der Sinn der „4. Katholischen Sozialen Woche“? Vor allem sollte das gegenwärtig viel besprochene Problem einer wissenschaftlichen Klärung zugeführt werden. Die Eigentumsbildung in Arbeiterhand war in der Zeit der Wahlvorbereitung zum 6. September aufgegriffen worden. Würde dieses tiefe Anliegen der christlichen Soziallehre durch den Wahlerfolg der Vergessenheit anheimfallen, so würde das Ringen des deutschen Katholizismus um eine Neuordnung der Gesellschaft ernstlich bedroht. Die tiefsten Anliegen würden zu Phrasen und Wahlschlagnern, die für den Augenblick große Hoffnungen wecken, um darauf eine um so größere Enttäuschung folgen zu lassen. Wird das Anliegen aber wirklich aufgegriffen, ohne wissenschaftlich und in den praktischen Möglichkeiten bis ins Letzte durchdacht zu sein, könnte dem deutschen Katholizismus wieder ein „Betriebsunfall“ zustoßen.

Man darf es der „4. Katholischen Sozialen Woche“ als großes Verdienst anrechnen, daß damit zusammenhängende Fragen von führenden Männern der Wissenschaft gründlich dargestellt wurden. Das bedeutet einen echten Fortschritt. Daß damit die Forschungsarbeit nicht zum Abschluß gekommen ist, ha-

ben die Gegensätzlichkeiten der Auffassung sogar bei den Referenten gezeigt.

Bevor diese Arbeit zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, können Entwürfe für die sozialpolitische Praxis und die gesetzgeberische Arbeit schwerlich allgemeine Anerkennung und Zustimmung finden. Dafür scheint symptomatisch, daß der Arbeitskreis „Reformbedürfnis im Wirtschafts- und Sozialrecht“ zu keinem greifbaren Ergebnis kam. Die Diskussion um die schwierigen Fragen ist jedenfalls durch die Münchener Woche neuerdings in die Öffentlichkeit getragen worden. So darf man hoffen, daß sich im Laufe der Zeit auch gangbare Wege zur Verwirklichung finden.

Wie weit sind frühere Soziale Wochen bisher wirksam geworden? Eine Frucht haben sie jedenfalls gezeitigt: Sie haben zur Verbreitung des katholischen sozialen Gedankenguts wesentlich beigetragen. Damit ist eine wichtige Voraussetzung für ihre Durchführung geschaffen; denn niemals kann erstrebt werden, was man nicht kennt. Gerade die Diskussion um die Familienausgleichskassen wurde wesentlich von der Sozialen Woche her in der Öffentlichkeit angeregt und weitergetragen. Es wurde bei den verschiedenen Sozialen Wochen auch immer wieder auf das familiengerechte Heim hingewiesen. Die soziale Steuerpolitik kam wiederholt bei den Kongressen zur Sprache. Der erste sichtbare sozialpolitische Erfolg wäre die Einführung der Familienausgleichskassen. Wir hoffen, daß sich diese Erwartung recht bald erfüllt.

Franz Prinz S.J.

Das Unglück und die Gottesliebe¹

Eigentlich hätte dieses Buch als erstes der Werke von Simone Weil erscheinen müssen. Die sechs darin veröffentlichten Briefe bilden die beste Einführung in das Verständnis dieser „schwierigen,

¹ Simone Weil, Das Unglück und die Gottesliebe. (255 S.) München 1953, Kösel-Verlag. Ln. DM 11,80.

leidenschaftlichen und vielschichtigen Persönlichkeit“ (9), wie T. S. Eliot in seinem Vorwort die Verfasserin nennt. Eliot gibt da auch die richtige Einstellung zu ihrem Werk an: „Ich kann mir niemand vorstellen, der mit allen ihren Ansichten übereinstimmte oder bei einigen nicht sehr heftig anderer Meinung wäre. Aber Zustimmung und Ablehnung sind zweitrangig; es kommt darauf an, mit einer großen Seele in Berührung zu kommen. Simone Weil war jemand, der ein Heiliger hätte werden können“ (10f.).

Was sie dazu befähigte, das war die geradezu gewaltsame Geradheit und Entschiedenheit, mit der sie ihren Einsichten folgte, und eine an Rücksichtslosigkeit streifende Ehrlichkeit, die aber einem so lauten Willen entsprang, daß sie nichts Verletzendes hat. Ihr Leben ist ein einziger verzweifelter Kampf mit der Schwerkraft, die den Menschen aus der Freiheit in die Unfreiheit herabziehen und ihn zum Herdenmenschen entwürdigen möchte. Nur aus ihrer Einschätzung dieser Freiheit ist die Arbeit zu verstehen „Betrachtungen über den rechten Gebrauch des Schulunterrichts und des Studiums im Hinblick auf die Gottesliebe“, wo die willentliche Aufmerksamkeit als Mittel und Vorstufe zur Gottesliebe dargestellt wird. Leider rechnet sie zu der Schwerkraft alles Soziale und darum auch die Kirche und verweist es geradezu in den „Herrschaftsbereich des Teufels“ (33). Sie will immer nur aus rein geistiger Einsicht handeln; darüber hinaus ergibt sie sich nur dem Zwang. Selbst Gott belohnt die Seele, die mit Liebe und Aufmerksamkeit an ihn denkt, mit einem Zwang, den er auf sie ausübt (23).

Es ist möglich, daß ihr diese geistige Freiheit im körperlichen Leiden, das sie schon früh heimgesucht hat, zum Bewußtsein gekommen ist. Das würde die Stellung erklären, die das Leiden in ihrer Lebensauffassung einnimmt. Es ist geradezu zum absoluten Wert geworden. Ist es doch das einzige Mittel der Entwertung und Selbstvernichtung, wo-

durch das Geschöpf dem Schöpfer das zurückgibt, was ihm durch die Schöpfung entzogen wurde (145, 161).² Man fragt sich, ob diese mehr pantheistische und jedenfalls nicht christliche Theorie zu der Einschätzung des Leidens geführt hat, oder ob nicht vielmehr die Stellung zum Leiden in der Theorie eine willkommene Bestätigung fand. Leiden ist eine, ja die Form des Gehorsams, den das Geschöpf dem Schöpfer schuldet. Unter dem Einfluß ihrer Schöpfungslehre betont Simone Weil diesen Gehorsam bis zum Widersinn: „Wenn es vorstellbar wäre, daß man sich verdammt, indem man Gott gehorcht, und daß man sich rettet, indem man ihm nicht gehorcht, so wählte ich dennoch den Gehorsam“ (26). „Wenn ich mein ewiges Heil vor mir auf diesem Tisch liegen hätte und ich nur die Hand auszustrecken brauchte, um es zu erlangen, so streckte ich die Hand so lange nicht aus, als ich nicht dächte, den Befehl dazu empfangen zu haben. Zumindest möchte ich das glauben. Und wenn es statt des meinen das ewige Heil aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Menschen wäre — ich weiß, daß ich ebenso handeln müßte. In diesem Fall würde es mich schmerzen. Aber wenn es nur um mich ginge, so scheint mir beinahe, daß es mir nicht schmerzlich wäre. Denn ich begehre nichts anderes als den Gehorsam in seiner ganzen Fülle, das heißt: bis zum Kreuz“ (37). Das Leiden wird geradezu zum endgültigen Sinn des Daseins: „Während der Kreuzigung Christi an seiner Seite und in der gleichen Lage, wie er gewesen zu sein, scheint mir ein sehr viel beneidenswerteres Vorrecht, als zu seiner Rechten zu sitzen in seiner Herrlichkeit“; und deshalb möchte sie wenigstens am Kreuz des guten Schächers teilhaben, den sie am meisten beneidet (39). Wer verspürt aber nicht durch die unzutreffenden Formulierungen hindurch und bei aller Gefahr, persönlich oder sonstwie bedingte Ideen für den

² Vgl. diese Zeitschrift, Bd. 151 (Oktober 1952) S. 63 f.

Befehl Gottes zu halten, den glühenden Atem einer sich rückhaltlos verschenkenden Seele, die Liebe der Heiligen, die der Welt als Wahnsinn erscheinen muß?

Aus Liebe zu den Ungläubigen will Simone Weil auch außerhalb der Kirche bleiben und die doch so heiß ersehnten Sakramente entbehren. Sie meint, es sei noch zu viel Gutes und Wertvolles außerhalb der Kirche, als daß sie wirklich katholisch wäre (58 f., 62 f.). Ja, sie hält es für ihre besondere Berufung und darum für ihre Pflicht, daß ihr Denken „ausnahmslos alle Ideen gelten lasse, mit einbegriffen zum Beispiel den Materialismus und Atheismus“ (71). Sie denkt offenbar nicht daran, daß alles Gute, „aller Ruhm und alle Ehre der Völker“ (Geh Offb 21, 26), einmal in das himmlische Jerusalem eingehen werden. Die Auffassung, daß sie den Ungläubigen besser helfen könne, wenn sie außerhalb der Kirche ihre geistige Verlassenheit teilte, zeugt gewiß von einer selbstlosen Liebe; an sich ist sie aber irrig. Aber sie war nun einmal überzeugt, den Beruf zu haben, auf der Schwelle der Kirche stehen zu bleiben, und es war ihr selbstverständlich, daß sie so lange da stehen blieb, bis der Befehl zum Weitergehen käme (60).

Ihre Haltung in dieser Frage hängt eng zusammen mit ihrer ungewöhnlichen Verletzlichkeit durch das Leiden anderer. Sie kann keinen Unglücklichen sehen, ohne mit ihm zu leiden. Die Leiden der andern sind sogar das einzige, was sie an Gott irre machen könnte (78, 159), was einigermaßen mit ihrer Leidenstheorie in Widerspruch steht, zufolge der „das Vorhandensein des Übels hienieden, weit entfernt, ein Beweis gegen die Wirklichkeit Gottes zu sein, dasjenige ist, was uns diese Wirklichkeit in ihrer Wahrheit enthüllt“ (145). Sie kann es einfach nicht ertragen, es besser zu haben als andere, was sie ja auch dazu trieb, das Leben der Fabrikarbeiterinnen zu teilen, obschon es ihr nicht nur physisch beinahe unerträglich war (48). Darf man die Frage stellen, ob

dabei nicht auch die Erschütterung des Selbstgefühls des reichen französischen Bürgertums, dem sie entstammte, wirksam war? Jedenfalls wollte sie, die die geistige Unabhängigkeit über alles schätzte und sicher ein einmaliger und außerordentlicher Mensch war, äußerlich in keiner Weise auffallen, sondern einfach in der Masse untergehen, „sich mit dem Teig der allgemeinen Menschlichkeit vermengen“ (28, 27), aber gerade darin einsam und fremd bleiben (34). Vielleicht auch empfand ihre Geistigkeit alles Äußere als zufällig und darum beschämend.

Ein geradliniger und einseitiger, darum fast unweiblicher Rationalismus drückt der nicht weniger entschiedenen Hingabe an das erkannte Gute, die in ihr nach ihrem eigenen Zeugnis von jung an wirksam gewesen war (81 f.), ein eigenartiges Gepräge auf. Sie ist, worauf Eliot aufmerksam macht (12), ohne eine Spur von Humor. Außerdem hat man den Eindruck, als ob ihre heldenhafte Opferbereitschaft mehr ihrem Pflichtgefühl und ihrem Willen zum Leiden entsprungen sei und darum eher dem Mitglied einer Klasse als diesem einzelnen Menschen gegolten habe. Die Unerbittlichkeit der Forderungen des Gottesreiches hat sie klar begriffen und entschieden in die Tat umgesetzt. Die Milde und verstehende Güte seines Stifters fehlen zwar nicht, aber sie kommen nicht recht zum Leuchten, und der Jubel der Freude über die Erlösung ertönt nicht von ihren Lippen. Aber vielleicht war es ihre Sendung, durch die Treue zur erkannten Pflicht in einer Welt, deren Trostlosigkeit sie ohne Illusionen durchschaute und aushielt, vielen Brüdern und Schwestern in der gleichen Lage Vorbild und Hilfe zu sein. Daß sie dem Herzen Christi nahe stand, das beweisen die außerordentlichen Erlebnisse, die sie in den Briefen kurz andeutet (54 f., 74). Und so kann menschlicherweise kein Zweifel daran bestehen, daß es keine leere Hoffnung war, als sie schrieb: „Immer bin ich genau an dieser Stelle geblieben, auf der Schwelle

der Kirche, ohne mich zu rühren, unbeweglich, ...; nur daß nunmehr mein Herz, wie ich hoffe, für immer, in das Allerheiligste versetzt worden ist, das auf dem Altar ausgesetzt ist“ (60).

Der Eindruck, den die Werke von S. Weil auf den Leser machen, wird bestätigt durch das Zeugnis von Perrin und Thibon³, denen sie sich in vielen Gesprächen eröffnet hat. Ihr außerordentlicher Charakter wird anerkannt, aber auch seine Grenzen und Mängel werden nicht verschwiegen. Und so kommt auch der Übersetzer Karl Pflieger in seinem Geleitwort zu dem Ergebnis, daß es sich lohnt, sich mit ihr zu beschäftigen „nicht wegen der Tiefsinnigkeit, die sie sagt, sondern wegen der Tiefsinnigkeit und Adligkeit, die sie ist.“ (S. 8).

August Brunner S.J.

Probleme der geistigen Elite des französischen Katholizismus

Auf Anregung Kardinal Suhards ist die „Semaine des Intellectuels Catholiques“ zu einer feststehenden Einrichtung geworden. Auch in diesem Jahr hat sie führende katholische Vertreter des geistigen und kulturellen Lebens in Frankreich zu einer gemeinsamen Gewissenserforschung und inneren Konfrontation mit den Problemen der Zeit zusammengeführt. Die Tagung, die vom 8.—14. November 1953 in Gegenwart des apostolischen Nuntius, Msgr. Marella, zahlreicher Akademie- und Regierungsvertreter, sowie einer Anzahl von Gästen aus Westdeutschland eröffnet und durch Kardinal Feltin in Anwesenheit des deutschen Botschafters Dr. Hausenstein beschlossen wurde, wendete sich hauptsächlich an den katholischen Laien. Außer Geistlichen und Klerikern aller Hautfarben, sowie den Akademikern, fanden sich erfreulicherweise auch Interessierte aller Kreise zu

den Vorträgen ein, so daß der große Saal der Mutualité dem Zustrom nicht mehr gewachsen war.

„Unsere Gegenwart und der Sinn für Gott“ (Monde moderne et Sens de Dieu), so lautete das Thema, das in einzelne Teilaspekte aufgegliedert die Probleme zur Sprache brachte, vor denen der Christ heute steht. Wie kann er als Priester oder Psychotherapeut, als Denker oder Soziologe, als Naturwissenschaftler und Arzt oder als Techniker auf die Frage, die die Zeit an ihn richtet, antworten? Wo liegen die Wege, auf denen sich in der heutigen Weltstunde Gott und Mensch noch begegnen, und gibt es sie überhaupt?

Die einzelnen Abende wurden von drei bis vier Referenten bestritten und ihre Auffassungen jeweils von einem Diskussionsleiter höchst geschickt ausgeglichen. Der Zuhörer hatte oft Gelegenheit zu bewundern, wie trotz der Verschiedenartigkeit der Standpunkte, welche die Vielschichtigkeit der Probleme bewußt machen sollten, die gemeinsame Zielrichtung nie aus dem Blickfeld geriet.

Ein Zweifaches zeichnet sich im heutigen Frankreich, wie Daniel-Rops ausführte, immer deutlicher ab: die fortschreitende Entchristlichung und andererseits eine Art religiöser Besessenheit, eine „obsession du divin“, die zu einer ungewöhnlichen Popularität der Geheimnisse des Christentums und seiner Vertreter geführt hat. Wenn Gott, so meinte der Redner, von der Welt erneut Besitz nehmen soll, muß der Christ sich in dieser Welt durchsetzen, denn „eine Welt ohne den Menschen, muß notwendig auch eine Welt ohne Gott sein“.

Über den heutigen Atheismus handelte Jean Lacroix. Dieser Atheismus tritt uns nicht so sehr als intellektueller, aristokratischer Atheismus denn als praktischer, sozialer, existenzieller Atheismus entgegen, der „den Ideenhimmel für die Erde der Menschen aufgab“, dem die Gesellschaft alles bedeutet und für den Mensch und Gott zwei

³ J.-M. Perrin u. G. Thibon, Wir kannten Simone Weil (223 S.), Paderborn 1954, F. Schöningh. Ln. DM 7,80.